Hermann Bausinger

Der Heimatbegriff in Deutschland – historische Metamorphosen und aktuelle Tendenzen

Mit guten Gründen hat Marina Moritz kürzlich in den Thüringer Heften für Volkskunde unterstrichen, dass überall, auch in den alten Bundesländern, nur mit Wasser gekocht wird und dass dort gar nicht so selten wohlgesetzte Reden mangelnde Substanz übertünchen. Ich hoffe, ich muss nicht zu viel übertünchen; jedenfalls ist, was ich vorzutragen habe, mit Wasser gekocht, und ich komme nicht als Missionar, sondern als einer, der sich mit den gleichen Problemen befasst. Es ist allerdings kaum vermeidbar, dass meine Überlegungen und Beispiele eher aus einer westlichen Perspektive stammen.

Über Heimat zu reden ist nicht leicht, das Wort gehört zwar zu den Versatzstücken vieler Reden – aber eher als allgemeine Garnierung und weniger im Sinne präziser Aussagen. Eine Präzisierung ist schwierig. Nietzsche hat einmal angemerkt, definieren könne man nur, was keine Geschichte hat. Dieser Schwierigkeit versuche ich zu begegnen, indem ich Heimat über die Geschichte definiere. Aber es kommt noch etwas anderes dazu: Mit dem Begriff Heimat verbindet jeder andere Erfahrungen, Gedanken, Stimmungen. Dabei handelt es sich um Vorstellungswelten, die sehr tief sitzen und nichteinfach zur Disposition, vielleicht nicht einmal zur Diskussion stehen. Insofern wäre es leichter, über den mittelalterlichen Silberbergbau, die Stallfütterung im 18. Jahrhundert, über die Antarktis oder einen Indianerstamm zu sprechen als über Heimat.

Sibylle Knauss, aufgefordert, über Heimat zu schreiben, lieferte einen Essay mit dem Titel: Heimat – für mich kein Thema. Darin heißt es: „die Rede von Heimat ist unrettbar epigonal“. Über Heimat scheint alles schon gesagt – und in der Tat: Gehörte der Band des Grimmschen Deutschen Wörterbuchs, in dem Heimat abgehandelt wird, nicht zu den sehr frühen, so wären wohlmehrere Druckbögen mit verschiedenen Heimatbelegen gefüllt. Aber: mit verschiedenen Heimatbelegen, sehr verschiedenen – und eben dies ist dann doch eine Provokation, den Versuch zu wagen, ein wenig Ordnung in die bunte Vielfalt zu bringen.

Man kann natürlich darüber streiten, ob sich das lohnt, ob man damit nicht nur abfährt auf einen Modebegriff. Heimat – soll man, kann man darüber noch reden? Soll man sich einfangen lassen von der bunten Variation der Bedeutungen, soll man abfahren auf das immergleiche und doch in verschiedene Richtung weisende Signal? Kluge Leute begegnen Konjunkturen, indem sie sich antizyklisch verhalten, und auch (vielleicht: gerade auch) in geistigen Fragen ist es angebracht, nicht unbedingt mit der Zeit zu gehen. Allerdings – Gert Jonke hat schon vor Jahren darauf aufmerksam gemacht – ist das nicht so einfach: „Man geht meistens viel eher mit der Zeit, indem man gegen die Zeit geht, in letzter Zeit ist es allerdings vielfach üblich geworden, gegen die Zeit zu gehen, so dass das Gegen-die-Zeit-Gehen zum Schluss ein Mit-der-Zeit-Gehen wieder geworden ist, deshalb gehen manche wieder mit der Zeit in des Wortes ursprünglichster Bedeutung, um so wiederum auf ihre ganz eigene Art und Weise gegen die Zeit zu gehen, eigentlich und vor allem, um dadurch wiederum viel eher mit der Zeit gehen zu

können!“ Diese präzise Gebrauchsanweisung beseitigt alle Skrupel: gehen wir mit der Zeit gegen die Zeit und reden wir über Heimat!

Nur – über welche Heimat? Die Konjunktur dieses Begriffes hängt ja damit zusammen, dass er so viele Facetten hat, dass Heimat wie ein Allzweckmittel eingesetzt und dass sie sogar synthetisch hergestellt werden kann. In den westlichen Bundesländern gab es dafür ein bewährtes Rezept: Man nehme ein Schwarzwaldtal mit etlichen alten Höfen, eingebettet in haltbares Kodak-grün, eine Kompanie naiver Bollenhutträger, als Ergänzung Requisiten aus anderen Heimatlandschaften wie ein Sylter Teehaus oder einen alpinen Maiensäß, man lokalisiere dort Wärme und Geborgenheit, die alle Schwierigkeiten absorbieren, man würze das Ganze mit einem Anflug von Problemen, lasse aber alles weg, was die Harmonie auf Dauer stören könnte: die „Schwarzwaldklinik“, die jahrelang Woche für Woche fast 20 Millionen Deutschen die sonntägliche Heimatstunde bot.

Und diese Mattscheibenkonstruktion verlängert sich in die Alltagsrealität. Ins Glottertal, wo die Filmserie lokalisiert ist, hat eine regelrechte Wallfahrteingesetzt. Neue Parkplätze mussten angelegt werden, weil man sonst dem Ansturm nicht gewachsen gewesen wäre. Der zuständige Minister sprach von einem Segen und Glücksfall im Blick auf den Tourismus, der vom Heimatimage dieser Landschaft lebt. Er ist notwendig, nachdem ein tiefgreifender Strukturwandel die Orte erfasst hat. Die Landwirtschaft war und ist nur noch bedingt lebensfähig – und trotzdem sind da noch einzelne Bauern auf einsamen Höfen, die sich nur halbherzig den Modernisierungsangeboten des Fremdenverkehrs öffnen und die sich verzweifelt gegen die völlige Entfremdung von ihrer ursprünglichen Lebensform wehren: Heimat auch dies, und dies erst recht!

Heimat ist eine tiefsitzende, existentielle Realität; aber Heimat ist auch vieldeutig, verfügbar, fungibel. Wer über Heimat redet und nicht hoffnungslos ins Schwimmen geraten will, muss sagen, wovon er spricht. Fragen wir also nach einer Definition. Die Zeitschrift „Eltern“ suchte vor einiger Zeit bei etwa 2.000 Kindern und Jugendlichen deren Verhältnis zur Heimat zu erkunden. Fast drei Viertel hielten die Heimat für wichtig – ähnlich war das Ergebnis auch in Umfragen bei Erwachsenen. Die Heimatvorstellungen freilich divergierten, gingen in ganz verschiedene Richtungen. Ein vierzehnjähriger Jungeschrieb: „Die Städte, wo die besten Bundesligaclubs sind, haben auch das stärkste Heimatgefühl“ – München also als Herbstmeister in Heimat. Aber die Tabellenstände wechseln, und sicher wollen nicht alle Leute Heimat an Fußball koppeln lassen. Außerdem wohnen schließlich viele Leute in Gemeinden, deren Fußballverein in der C-Liga am unteren Tabellenende steht, der also keine sehr schusskräftigen Garantien für Heimatgefühle abgibt. Unter den Antworten gab es aber auch genauere Festlegungen, die einer Definition schon nahekommen. Ein Dreizehnjähriger schrieb: „Die Heimat ist das, was man nie im Leben vergisst. Denn man hat da seine Geburt durchgeführt.“ Heimat als Geburtsort – das schließt immerhin Unklarheiten aus. Aber schon die bürokratisch-technische Formulierung – „denn man hat da seine Geburt durchgeführt“ – legt den

Gedanken nahe, dass es mit dieser Ortsbindung nichtunter allen Umständen sehr weit her sein muss. Je präziser die Definition, umso weniger stimmt sie offenbar.

Anders gesagt: eine bündige Definition, die ins Zeitalter binärer Codierungen passt, die also zum Abhaken, zur Entscheidung Ja/Nein verwendet werden könnte, gibt es nicht. Es gibt nur Annäherungen an das komplexe qualitative Feld, das man abkürzend als Heimat bezeichnet. Mit Heimat, so könnte man versuchsweise sagen, wird ein Raumbezeichnet, zu dem dank der Herkunft oder durch längeren Aufenthalt und intensive soziale Kontakte eine besondere Bindung besteht. Oder etwas genauer: Heimat ist eine einigermaßen dauerhafte sozial-räumliche Konstellation, die durch ein hohes Maß von Hinwendung und Identifikation charakterisiert ist.

Diese Annäherung an eine Definition hat den Vorzug, dass sie den Zugang zur Vielschichtigkeit und Vieldeutigkeit von Heimat nicht blockiert. Die Vieldeutigkeit fällt sofort ins Auge, wenn man verfolgt, in welch verschiedenen Zusammenhängen und mit welch verschiedenen Akzenten das Wort Heimat in Reden und Aufsätzen heute verwendet wird. Bei der Einweihung einer neuen Autobahnstrecke sagt bestimmt einer der Redner, damit würden die Schönheiten der Heimat erschlossen. Aber auch die Vertreter ökologischer Initiativen, die sich gegen den Ausbau der Straßen wenden, kämpfen für die Schönheit der Heimat. Es gibt Politiker, die vor der „Überfremdung“ des Landes warnen, weil sie die Heimat erhalten wollen. Und es gibt andere, die für die Integration von zugewanderten Migrantenfamilien eintreten, weil die Heimat für alle da ist.

Es sind also krasse Gegensätze und viele Zwischenpositionen, die sich alle auf Heimat berufen. Dies hängt vor allem damit zusammen, dass sich im Begriff Heimat verschiedene historische Schichten überlagern: die Vieldeutigkeit ist Ausdruck der Vielschichtigkeit. Im Heimatbegriff gibt es vieles, das aus der Vergangenheit stammt. Wer die Geschichte des Begriffs nachzeichnet, beschreibt, was ihm aus den verschiedensten Epochen an immer noch möglichen Bedeutungsnuancen zugewachsen ist. Ein historischer Kursus zum Thema Heimat ist also nicht nur eine perspektivische Erweiterung auf einstige, inzwischen verschwundene und vergessene Zusammenhänge, es ist auch der Hinweis auf immer noch vorhandene Schattierungen des komplexen und diffusen Begriffs, auf Überlagerungen und Ablagerungen. Wer in diesem Feld einen historischen Akzent setzt, drückt sich damit nicht notwendigerweise um die Gegenwart.

Heimat – das Wort und die Vorstellung Heimat – gab es lange, bevor jemand über die Heimat zu philosophieren begann, lange ehe die mit dem Namen Heimat bezeichnete Sache oder Beziehung problematisch wurde und ehe man sich entschied, der Heimat in Bünden und Vereinigungen eine besondere Pflege angedeihen zu lassen. Die philologische Geschichte soll hier nicht nachgezeichnet werden; aber wichtig ist wohl, dass der Sinn des Wortes Heimat schon sehr früh keineswegs eindeutig war. Zumindest der Umfang des mit Heimat bezeichneten Raums war – schon in den mittelalterlichen Anfängen der Begriffsgeschichte – nicht eindeutig festgelegt. In Martin Luthers

Bibelübersetzung spricht Abraham vom „Gott des Himmels, der mich von meines Vaters Hause genommen hat und von meiner Heimat“ (1. Mos. 24,7). Dies ist wohl nicht als bedeutungsgleiche Verdoppelung gemeint; Heimat ist weiter als Vaterhaus, bezeichnet – wie auch bei anderen Autoren jener Zeit – ein Land oder eine Gegend. Heimat kann sich aber auch auf einen einzelnen Ort, den Geburtsort oder den ständigen Wohnort, beziehen. Und manchmal wird der Begriff eben doch eingeengt auf das elterliche Haus und das eigenebäuerliche Anwesen.

Dies letztere scheint in der Umgangssprache die gängige Bedeutung gewesen zu sein. Jeremias Gotthelf lässt seine Bauern verschiedentlich über „das Heimat“ reden; das Wort wurde also als Neutrum verwendet. „Das neue Heimat kostet wohl 10.000 Gulden“, heißt es einmal. In den süddeutschen Dialekten hat sich diese Bedeutung bis in die Gegenwart herein gehalten.

Heimat war also ein Zugehörigkeitsverhältnis; das Wort bezeichnete den Raum, die Gegend, den Ort, schließlich das Haus, zu dem man gehörte. Allerdings lässt sich diese Feststellung beinahe umdrehen: das Haus, das einem gehörte. Denn nur, wer Besitz hatte, hatte Heimat im vollen Sinn des Wortes.

Die relativ enge Bindung des Begriffs Heimat an Eigentum und Besitz zeigt sich auch in den Bestimmungen des „Heimatrechts“, das in den deutschen Ländern bis über die Mitte des 19.Jahrhunderts hinaus galt. Das Heimatrecht bezog sich auf die Heimatgemeinde: Wer das Heimatrecht hatte, durfte sich in der betreffenden Gemeinde niederlassen, sich verheiraten, ein Gewerbe ausüben, und das Heimatrecht garantierte ihr oder ihm im Fall der Verarmung die Hilfe der Gemeinde. Aber Heimatrecht besaßen nur diejenigen, die schon eine Heimat hatten, also Grundbesitz, Haus und Hof, und die ihrerseits die Gemeinde mit Abgaben unterstützten. Zwar wurde die Fürsorge auch für die andern, die „Heimatlosen“, geregelt, und man orientierte sich auch bei ihnen an den „Heimatverhältnissen“, also an der Herkunft – aber das Heimatrecht kam ihnen nicht zu.

Dieses Heimatrecht fungierte also praktisch als Ausschlussprinzip: das Gesinde, die Taglöhner, oft sogar die nichterbenden Bauernkinder und später die Arbeiter hatten kein Heimatrecht, weil sie heimatlos waren. Erst in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts wurde das alte Heimatrecht abgelöst. Für eine mobile Gesellschaft (und die Industrie brauchte die Mobilität!) war es ungeeignet. Das Prinzip des „Unterstützungswohnsitzes“ setzte sich durch: wenn jemand einige Zeit (meistens lautete die Bestimmung über ein oder zwei Jahre) in einer Gemeinde gewohnt hatte, kam die Pflicht zu einer eventuellen Unterstützung der betreffenden Wohngemeinde zu.

Bis zu diesem Zeitpunkt kann man sagen: Heimat hatte ihren Platz in besitz- und gemeinderechtlichen Bestimmungen, und es war außerdem die nüchterne Bezeichnung für Haus und Hof. Die Geschichte des Heimatbegriffs wird nun oft so dargestellt, als sei dieser sachliche Bezug später durch Gefühle überlagert und schließlich

weitgehendabgelöst worden. Dies ist nur bedingt richtig. Die sachlich-rechtliche Festlegung hatte bereits ihre emotionale Einfärbung, Heimat war auch ein Wertbegriff. Dafür gibt es zwei Beweise. Zum einen wurde auch der Bereich der „ewigen Seligkeit“ als Heimat bezeichnet; in Predigten und kirchlichen Liedern ist seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert verschiedentlich von der himmlischen Heimat die Rede. Zum andern bezeugt die große Rolle des Heimwehs, dass die Bindung an die Heimat keineswegs nur eine äußerliche und sachliche war. Schon vor 300 Jahren gab es ausführliche medizinische Abhandlungen, in denen Heimweh als Krankheit und mögliche Heilmittel dagegen diskutiert wurden, und im Blick auf die von den Zünften verlangten Gesellenwanderungen mussten besondere Maßnahmen getroffen werden, damit sich die jungen Handwerker nicht nur im engen Umkreis der Heimat bewegten.

Heimat konnte also ganz nüchtern verwendet werden, aber ein gleichgültiger Begriff war es nicht – in dem Begriff (und in der ihm zugrundeliegenden Konstellation) war enthalten, dass Heimat als etwas Besonderes gilt.

Die Überhöhung zeigt sich auch am engen Gebrauchszusammenhang von „Heimat“ und „Vaterland“. Jacob Grimm gab seiner lateinischen Antrittsvorlesung den Titel; „De desiderio patriae“ – patria heißt dabei sowohl Heimat wie Vaterland, es geht um Heimatliebe und Vaterlandsliebe. Der Begriff Vaterland löste sich damals immer mehr ab von den kleinen Ländern und Territorien, er galt immer häufiger der entstehenden Nation. Jacob Grimmkonnte die Gleichsetzung zwischen Heimat und Vaterland vornehmen, weil er nicht nur die Vision vom größeren deutschen Vaterland hatte, sondern auch die Vision eines humanen Staates, der den Staatsbürgern zur Heimat werden konnte. Im Jahr 1 848 – das alte, enge Heimatrecht gilt noch überall – tagt in der Frankfurter Paulskirche die verfassunggebende Versammlung. Mitglied ist auch Jacob Grimm, und er schlägt einen Artikel für die Verfassung vor, der das damals bestehende Recht weithinter sich lässt: „Das deutsche Volk ist ein Volk von Freien, und deutscher Boden duldet keine Knechtschaft. Fremde Unfreie, die auf ihm verweilen, macht er frei.“ Frei übersetzt heißt das: Deutscher Boden gibt auch Fremden Heimat. Dieser Passus wurde damals in Frankfurt – mit einer Stimme – abgelehnt, und er wurde bis heute nicht vollständig eingeholt.

Die Problematik ausländischer Arbeitsimmigranten und der politischen Flüchtlinge kann gewiss nicht schnell in einem Aufwaschen mit der Heimatproblematik von damals behandelt werden. Aber der Hinweis ist doch angebracht, dass es in Deutschland immer noch Heimatlose gibt, Menschen, die gewiss keine Gäste, aber eben auch keine Staatsbürger sind. Allgemeiner gesagt: Heimat – das ist auch heute noch ein wenig eine Frage von angestammten Rechten und von Besitz. Max Frisch hat einmal dazu aufgefordert, denen auf die Finger zu sehen, die besonders viel Heimat haben – viel Heimat, gemessen in Hektar und harter Währung.

Aber bleiben wir zunächst noch beim Verhältnis von Heimat und Vaterland. Jacob Grimms Vision, oder allgemeiner gesprochen: die bürgerliche Identifikation mit dem

Vaterland, änderte nichts daran, dass – wie die Heimat – auch das Vaterland nicht allen gehörte. Die Heimatlosen, denen der Rechtsanspruch auf Heimat verweigert war, blieben zunächst auch vaterlandslos. Bekannt und berüchtigt ist das Wort von den „vaterlandslosen Gesellen“, das der deutsche Kaiser 1895 auf die Sozialdemokraten bezog. Er musste es aber nicht erfinden, denn schon im Jahre 1850 hatte der einflussreiche Publizist und Kulturhistoriker Wilhelm Heinrich Riehl von der Vaterlandslosigkeit der Proletarier gesprochen. Und dies war nicht einmal nur eine Etikettierung von außen – die Arbeiter und Arbeiterführer bestätigten sie. 1870, als der Krieg gegen Frankreich große Teile des Volkes im Vaterland zusammenschweißte, schrieb der Arbeiterführer Johann Jacoby:

„Das Wort Vaterland, das Ihr im Munde führet, hat keinen Zauber für uns; Vaterland in Eurem Sinne ist uns ein überwundener Standpunkt, ein reaktionärer, kulturfeindlicher Begriff; die Menschheit lässt sich nicht in nationale Grenzen einsperren; unsere Heimat ist die Welt: ubi bene, ibi patria – wo es uns wohl geht, das heißt, wo wir Menschen sein können, ist unser Vaterland; Euer Vaterland ist für uns nur eine Stätte des Elends, ein Gefängnis, ein Jagdgrund, auf dem wir das gehetzte Wild sind und mancher von uns nicht einmal einen Ort hat, wo er sein Haupt hinlegen kann. Ihr nennt uns, scheltend, ‚vaterlandslos‘, und Ihr selbst habt uns vaterlandslos gemacht.“

Zur vollen Deckung kamen die Begriffe Heimat und Vaterland trotz solchen Parallelen nicht. Ja man kann sogar sagen, dass die Steigerung des Vaterlandsbegriffs ins Monumentale, ins Martialisch-Militärische dazu beitrug, dass sich daneben und darunter das Bedürfnis verstärkte, im engeren Horizont eine stabile Heimatbeziehung aufzubauen. Heinrich Heine, deutscher Emigrantin Paris, schrieb die Zeilen:

„Nach Deutschland lechzt' ich nicht so sehr, wenn nicht die Mutter dorten wär. Das Vaterland wird nicht verderben, jedoch die alte Frau kann sterben.“

Die Nahwelt Heimat war mit nationalen Perspektiven und gar mit Weltmachtzielen nicht auszufüllen. Dabei ging es nicht nur um engste persönliche Beziehungen wie in Heines Gedicht, sondern insgesamt um eine positive, freundliche Einfärbung der kleinen Welt, in der man sich bewegte. Ja, allmählich bildete sich eine Art Gegensatz heraus: Vaterland – das war die Bindung an die große Nation, ganz und gar nicht ohne Gefühle, aber doch in erster Linie politisch formuliert. Und Heimat – das war die Bindung an die nächste Umgebung, den Ort, die Region, sicher auch politisch vermittelt, aber in erster Linie ein Gefühlswert und Gefühlswort.

Noch einmal: Heimat war auch schon zu der Zeit, als gesagt werden konnte, das Heimat sei wohl 10.000 Gulden wert, durchaus ein emotional angereicherter Begriff. Aber die Gefühle bezogen sich aufs Ganze: Haus und Hof, Arbeit und Wirtschaft, soziale Strukturen und kulturelle Gegebenheiten. Jetzt aber, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, löst sich die Vorstellung Heimat von der handfesten Alltagsrealität. Damals, so muss man im Rückblickfeststellen, wurde der Heimatbegriff für rund ein Jahrhundert

auf eine falsche Schiene geschickt: Heimat als romantisiertes Gegenbild. Heimat – nicht als Alltagszumutung, sondern als Sonntagsfiktion; nicht als Gegenwart, sondern als vergoldete Vergangenheit; nicht als zu entziffernde Aufgabe, sondern als einschmeichelnd-erbauliche Lösung.

Zu einem öffentlichen – in der Öffentlichkeit diskutierten – Thema wurde Heimat erstmals im letzten Viertel des19. Jahrhunderts. Damals entstand eine Heimatbewegung, die zunächst in erster Linie Heimatkunstbewegung war. Sie fand ihren Ausdruck vor allem in der erzählenden Literatur, aber auch in Aufsätzen, die in Familienzeitschriften gedruckt wurden, in religiösen Traktaten, in philosophischen Abhandlungen. Die vielen und vielerlei Autoren waren sich einig in der Auffassung, dass die Heimat bedroht sei durch die äußere und innere Entwicklung, durch den wirtschaftlichen und sozialen Umbruch, der allenthalben die gewohnten Strukturen veränderte. Heimat wurde jetzt gewissermaßen defensiv definiert als das, was vor jenem Umbruch war oder was sich dem Umbruch (scheinbar oder tatsächlich) verweigerte. Konkret: Da die Veränderungen von der Stadt, insbesondere der Großstadt, ausgehen, gilt nunmehr als Heimat, was am wenigsten urbanisiert und urban ist. Der Heimatbegriff erhält eine ländliche Schlagseite; die kleinen Provinzstädte lassen sich gerade noch einbinden – Großstadt und Heimat dagegen scheinen unversöhnliche Gegensätze. Die Heimatdichter treten an gegen die ungesunde, dekadente „Asphaltliteratur“, die kirchlichen Instanzen pflegen die „Dorfkirche“, in der schulischen Heimatkunde, die sich damals allmählich herausbildet, dominiert das bäuerliche Weltbild.

Die Vorstellung von Heimat wird außerdem historisiert. Heimat wird zu einem innovationsfremden oder -feindlichen Begriff. Nur was in der Tradition verankert ist, verdient den Namen Heimat. Ja, Heimat erscheint geradezu als geronnenes Bild der Vergangenheit, der guten alten Zeit. In der Tat: der guten alten Zeit. Denn der Heimatbegriff unterliegt auch einem Zug zur Sentimentalisierung. Selten zielt der Begriff auf die reale Welt des ländlichen Lebens; präsentiert wird die Idylle oder doch eine Welt, in der – auch wenn hart gearbeitet wird – letztlich alles gerecht und ordentlich zugeht, in der die realen Spannungen aufgehoben sind in der Harmonie des Heimatgedankens.

Mit dieser Sentimentalisierung war schließlich auch eine Verengung des Begriffs aufs Ästhetische verbunden. Heimat, vorher einen umfassenden Alltagsbezug bezeichnend, wurde zu einer Art Sonntagsvokabel und zunehmend reduziert auf einzelne Zeichen: Heimat – das war jetzt die pittoreske Tracht, die Fachwerkfassade, das waren Volkslied und Volkstanz.

Tracht, Fachwerkhaus, Volkslied, Volkstanz – ich bin mir dessen bewusst, dass ich mich mit diesen Stichwörtern der Volkskunde nicht nur annähere; vielmehr handelt es sich um die Bereiche, die das Fach seit seiner Etablierung ganz stark geprägt und definiert haben. Natürlich war die Intention der Volkskundler und der vielen Heimatbewegten nicht auf diese Gegenstände beschränkt (obwohl sie sich oft genug mit bloßer Sammeltätigkeit begnügten) – es ging ihnen um die Stabilisierung einer gesunden

gesellschaftlichen Entwicklung. In der Satzung des Schwäbischen Heimatbundes, die als repräsentativ auch für andere Heimatvereinigungen um die Jahrhundertwende betrachtet werden darf, heißt es: „Wir sehen unsere Hauptaufgabe darin, die Industrialisierung unseres Landes dahin zu beeinflussen, dass die Flut des industriellen Kapitalismus unsere alte Kultur nicht zerstört. Wir fragen: Wie kann bei der industriellen Entwicklung unseres Landes eine neue, nicht nur technisch, sondern auch sozial und künstlerisch befriedigende Gestaltung unseres Landes, unserer Dörfer und Städte herbeigeführt werden. Unser Ziel ist die Bändigung des Kapitalismus, dass er nicht unersetzliche geistige Werte zerstört, indem er materielle schafft."

Dies ist eine so grundsätzliche und weitblickende Formulierung, dass man sich auch heute noch weithin damit identifizieren kann, ja in Bezug auf die gegenwärtige Situation hat sie geradezu prophetischen Charakter. Allerdings: Statuten und programmatische Zielsetzungen sind eine Sache, die tatsächlich geleistete Arbeit und die auf die Praxis durchschlagenden Modifikationen der Zielsetzung eine andere. Damit soll keineswegs gesagt sein, dass jene Zielformulierung nur als rhetorische Sprechblase über den Menschen schwebte, die sich an die konkrete Arbeit im Heimatbund machten. Aber die vorher angedeuteten Tendenzen, die Reduktionsschübe machten auch vor den Heimatbünden nicht völlig Halt.

„Bändigung des Kapitalismus" – das lässt an offensive Strategien denken, die der industriellen Expansion klare Grenzen setzen, die gestaltend eingreifen in den (im Prinzip akzeptierten) Ausbau der Industrie. Es gab vereinzelte Anstrengungen in dieser Richtung und sogar Erfolge. Aber blättert man in den Zeitschriften und Jahrbüchern der Heimatbünde, dann erscheint als das in diesem Zusammenhang am meisten traktierte Thema die ländliche Reklame, deren Auswüchse bekämpft werden sollten. Dies war gewiss eine ehrenwerte Aufgabe; aber sie war doch eher peripher, und die entsprechenden Anstrengungen waren bieder und kurios: Es gibt Plädoyers für holzgeschnitzte ESSO-Schilder an Tankstellen, und dieser scheint dann doch als ziemlich hilflose und harmlose Waffe in der Auseinandersetzung mit dem gefräßigen Moloch der expandierenden Industrie. Dies aber ist, bis zu einem gewissen Grade, symptomatisch: es ging den Heimatschützern um die ländliche Welt und nicht etwa die städtischen Zentren und großen Ballungsräume, und es ging eben doch vielfach um Harmlosigkeiten. Auch die Heimatbünde blieben nicht unberührt von jener quasi ornamentalen Heimatauffassung, die Heimat am sichersten im Dekor oder in vereinzelten Demonstrationsobjekten (zwischen Tracht und Brauch, geschnitzten Eckbalken und bemalten Hausfassaden) verkörpert sah. Was auf diese Weise entstand, war eine Art Kulissenheimat, präsentiert bei festlichen Anlässen – der Alltag spielte sich hinter den Kulissen unter ganz anderen Bedingungen ab.

Paradoxerweise half gerade die Verharmlosung des Heimatbegriffs mit, ihn ideologisch verfügbar zu machen: Heimat als Ablenkung von den tatsächlichen Gegebenheiten. Im Dritten Reich wurde dies besonders deutlich: In der offiziellen Kulturpolitik war viel von

Heimat (und natürlich auch von Volk) die Rede – dies war einerseits eine Frontstellung nach außen, gegen die fremden Völker, andererseits die Vorspiegelung heiler und gesunder Verhältnisse im Innern. Die bäuerliche Überlieferung spielte eine zentrale Rolle; das Erntedankfest wurde zum staatlichen Feiertag erhoben. Pathetisch sprachen die Redner vom Bauerntum als Jungbrunnen des deutschen Volkes – die wirtschaftliche Realität sah anders aus: die Bauern erfuhren wenig Förderung; das ganze Gewicht lag auf der Schwerindustrie und damit auf der Vorbereitung der blutigen Ernte des Krieges.

Diese pathetischen Ideologisierungen (auch die späterer politischer Propaganda) sind heute durchschaut. Aber: Es braucht kaum unterstrichen zu werden, dass gerade diese Kulissenkultur, diese Fassadenheimat unbeschadet auch die Nachkriegszeit (und fast unbeschadet auch die Gegenwart) erreicht hat. Die Konstellation hatte sich nicht grundsätzlich geändert, sondern höchstens verschärft: je mehr die wirkliche Heimat – verstanden als responsive Umwelt, als Basis der Übereinstimmung, des Dialogs von Mensch und Natur – der Zerstörung ausgesetzt war, umso besser funktionierte die Inszenierung mit Heimatkulissen.

Peter Rühmkorf notierte vor einigen Jahren: „Was wir gerade eben noch Heimat nennen können, ist nämlich nicht allein in seinem Namen, es ist bereits in der Substanz bedroht – ganz egal, ob uns der Mutterboden unter dem Hintern wegspekuliert wird oder die liebe Atemluft vor der Nase enteignet, und ohne dass man uns außer Landes jagte, sind wir doch alle in gewisser Weise Heimatvertriebene auf Abruf. Ein kleines Weilchen noch an industriellem Vormarsch, und die Heimat hat sich wie von selbst verflüchtigt.“ Was Rühmkorf weiß, was er aber hier nicht hinzufügte: dass inzwischen regelrechte Industrien dabei sind, die sich verflüchtigende Heimat aufzufangen und daraus einen synthetischen Heimatsirup zu destillieren, der überall zugesetzt werden kann.

Zur Konkretisierung kann auf den Musikantenstadl oder die Volksmusik-Hitparade verwiesen werden. Was hier an Heimatlichem geboten wird, sind nichts als salbungsvolle Hohlräume, in die Heimatgefühle aller Art einströmen können; Heimat wird hier zur Show. Eine Berliner Autorin hat vor kurzem solche Inszenierungen unter die Lupe genommen; sie schrieb, dass sie möglicherweise mehr zur Aggressivität in der Gesellschaft beitragen als die Gewaltdarstellungen im Fernsehen, weil sie den Menschen das falsche Gefühl vermitteln, sie könnten sich baden in ihrer deutschen Sonderstellung aus Gemütlichkeit und Urwüchsigkeit.

Diese geschäftstüchtige Vermarktungsfolklore bietet ein in seiner Windigkeit leicht durchschaubares Beispiel. Aber auch redliche Bemühungen um mehr heimatliche Wirklichkeit geraten sehr leicht auf diese Gleitfläche, die eigenen Alltag und fremdes Business, Wirklichkeit und Ideologie verbindet. Architekten bemühen sich – in harter Diskussion und mit sorgfältigen Planungen – um „Regionalismus im Bauen“, um heimatliche Anklänge in Stil und Funktion der Häuser. Aber am schnellsten lernt die Lektion die große Fertigbaufirma: sie hat bald ihre Landschaftstypen mit friesischem

Reetdach und mit alpenländischen Umlaufbalkonen, und – sie liefert beides auch nach Köln oder Frankfurt oder Erfurt. Eine große Zigarettenfirma schreibt einen Preis aus für die Förderung lebendigen Brauchtums, das sie dann in der Reklame verwendet. Banken veranstalten in ihren Betonsilos heimatliche Dialekttage. Kaufhäuser richten eine Verkaufswoche „Unsere Heimat“ ein – und so fort. Kurz: Heimat ist zum frei verfügbaren Fertigteil geworden, zum zeitweilig einsetzbaren Ornament.

Wenn die Entwicklung hier endete, dann handelte es sich beim Heimat-Boom um eine Konjunktur in einer recht erfolgreichen, aber falschen Währung. Aber das letzte Kapitel fehlt noch.

Der Abbau des Wirklich-Heimatlichen, der Ausverkauf von Heimat an die und durch die Agenturen der Werbung, des Handels, der Massenproduktion – diese allmählich zur Kenntlichkeit entstellte Entwicklung hat zu einer Gegenreaktion und letztlich dazu geführt, dass der Begriff Heimat wieder einen volleren Klang bekommen hat und Heimat heute einen gültigeren Platz beansprucht. Allmählich ist immer deutlicher geworden, dass Heimat fast nur noch als eine Art Trostpflaster für die Wunden der Zeit fungiert. Am äußeren Bild unserer Städte und Dörfer, aber auch im gesellschaftlichen Leben wird es immer offenkundiger, dass Heimat oft erst nach den schlimmsten Kahlschlägen ausgerufen wird, dass man nämlich dann die hässlichsten Blößen mit Heimat-Toupets zu kaschieren sucht: monumentale Betonbunker mit zierlichem historischem Fachwerk, monströse Straßenkreuzungen garniert mit sozialem Kriechgrün und pflegeleichten Bäumchen, das Allerweltsgetriebe von Städten und Dörfern scheinbar individualisiert durch Tracht und Brauch.

Man merkte: was so gefühlvoll zwischen mechanische Unerbittlichkeiten geschoben wurde, war nur noch eine Schrumpf- und Schlumpfheimat, die kaum mehr dem tatsächlichen Anspruch dieses Begriffes genügt. Die heutige Heimatkonjunktur – dies macht die Einschätzung so verwirrend – hat keine eindeutige Färbung und Richtung. Sie hat durchaus etwas zu tun mit der noch nicht gestoppten Inflation konfektionierter Heimatprodukte. Aber wichtiger ist, dass es fast überall inzwischen Ansätze gibt zu einem anderen, aktiven Heimatverständnis.

Elisabeth Roth sprach 1975 von dem mit dem Heimatbegriff verbundenen „Bekanntheitsgefühl“, zu dem man aktiv beitragen muss. Lange wurde dieses Bekanntheitsgefühl nur im engsten privaten Rahmen gesucht; aber dies war offensichtlich zu wenig. Die neue Heimatbewegung löst, wenigstens zum Teil, jene privatistische Rückzugsbewegung ab, mit der die Menschen ihre Unzufriedenheit auszugleichen suchten – daheim, im Pantoffelkino, hinter ziemlich hermetischen Stores. Es hat den Anschein, dass es den Leuten wieder klarer wird, dass Intimität allein keinen Lebensraum bietet, dass vielmehr ein Echo jenseits der eigenen vier Wände da sein muss.

Es gibt nun allerdings die These, dass dieses Echo mit der lokalen Festlegung, mit Heimat, nichts zu tun hat. Der österreichisch-brasilianische Kommunikationsphilosoph

Vilem Flusser zum Beispiel hält den Menschen für ein grundsätzlich wurzelloses Wesen: Heimat sei nichts als die Mystifikation eines Geburtsorts oder Wohnplatzes, eine Sakralisierung von Banalem, überholt durch die Möglichkeit der modernen Informationsgesellschaft – schließlich könne jeder Mensch heute seine Kommunikation frei und unabhängig von örtlichen Bindungen herstellen: Freundschaft statt Heimat.

Das ist gewiss ein Einwand, der manches für sich hat. Für viele ist schon deshalb eine eindeutige örtliche Heimatbindung fragwürdig geworden, weil sie den Ort aus beruflichen und anderen Gründen immer wieder wechseln. Aber es gibt auch wichtige Gegenargumente, Gründe, eben doch auf die einzelne Gemeinde und die kleine Region als Ort für Heimat – für die aktive Herstellung von Heimat vor allem – zu pochen:

Den meisten Menschen ist nach wie vor eine so freie Beweglichkeit in ihrer Kommunikation verwehrt. Sie bewegen sich nicht freischwebend in der ganzen Welt, sondern haben ihren Arbeitsplatz, ihren Wohnort, haben ihre bestimmte Lebenswelt, die sie nicht mit allen, sondern mit einigen teilen.

Heimat ist auch nicht eine immer herzliche, vorbehaltlose Beziehung wie – fidealiter – unter Freunden. Heinrich Böll hat in einer Skizze seiner Heimatstadt Köln die besondere Qualität von Heimat herausgearbeitet, die sich gerade nicht im Zusammensein mit der Familie oder vertrauten Freunden erschöpft, sondern die sich für ihn verkörperte in den Gesichtern und Gestalten der Namenlosen, denen er immer wieder einmal begegnete, in den „Unbekannten, die ich kenne“: Heimat also als Netzwerk von abgestuften Vertrautheiten und Bekanntschaften. Es gibt an einem Ort oder in einer Region immer Mitbürger und Nachbarn, mit denen man sich arrangieren muss, auch wenn sie einem zunächst eher fernstehen. Die deutsche Bevölkerung hat dieses Lehrstück einmal – nach 1945 – gut bestanden; was sich später und insbesondere in jüngster Zeit abspielte, liegt nicht unbedingt auf der gleichen Linie.

Es ist immer deutlicher geworden, dass Heimat sehr viel weniger mit der Abstammung als mit der tatkräftigen Gestaltung der Umwelt zu tun hat. Dies ist eine wichtige Entwicklung: Früher war Heimat immer auch ein Prinzip der Ausgrenzung: Heimat hatte nur, wer schon seit Generationen dazugehörte. Nun soll nicht behauptet werden, dass dieses Prinzip keinerlei Gewicht mehr hätte. Noch immer kommt es vor, dass sich Menschen auf ihre angestammten Rechte beziehen und alle Fremden, Zugezogenen entweder implizit oder ausdrücklich ausschließen. Gerade deshalb aber ist die Entfaltung einer neuen Vorstellung von Heimat so wichtig: die Vorstellung, dass man Heimat nicht hat, sondern dass man sie immer neu gestalten muss. Dies geschieht auf vielen Ebenen. Die Bemühung um umweltverträgliche Techniken gehört heute genauso zur ‚Heimatpflege‘ wie der Versuch, erträgliche Wohnverhältnisse für alle zu schaffen, die Belebung kultureller Aktivitäten ebenso wie das Bestreben, einen Ausgleich zwischen verschiedenen Interessengruppen in einem Ort zu schaffen und sie zusammenzuführen.

Gemessen am eher folkloristisch aufgeputzten alten Heimatverständnis handelt es sich dabei einerseits um relativ umfassende, andererseits um sehr nüchterne Einstellungen und Aktivitäten. Sie schieben übrigens die traditionellen Heimatzeichen nicht einfach auf die Seite, nehmen ihnen aber das Pathos und geben ihnen einen anderen Charakter. Institutionen der Trachtenpflege etwa werden nicht mehr pathetisch gefeiert, weil sie das allein gültige „Heimatkleid“ bereitstellen, aber als legitime Formen der Geselligkeit betrachtet, solange damit nicht gleich abendländisches Sendungsbewusstsein verbunden wird. Der Dialekt ist nicht die einzige Möglichkeit einer „Heimatsprache“, und er wird auch nicht als Garantie für Ehrlichkeit und Klugheit angesehen; auch im Dialekt kann man lügen und sehr dumme Sachen sagen. Aber der Dialekt ist eine legitime heimatliche Äußerungsform. Das Museum schließlich gilt nicht mehr als Registratur der guten alten Zeit und einer heilen Welt, sondern als wichtiger Versuch, Lebensformen verständlich zu machen, die uns ferngerückt sind und die doch mit uns zu tun haben.

Nüchternheit also, viel mehr Nüchternheit in der Heimatszene als in den letzten Jahrzehnten. Es gibt inzwischen viele Ansätze zu einer langwierigen, zähen Arbeit, deren Ziel es ist, Orte und Landschaften zur Heimat zu machen, Heimatstrukturen und nicht Heimatkulissen in den Alltag hineinzutragen, Formen des Zusammenlebens zu entwickeln, die heimatlich genannt werden können. Es gibt Geschichtswerkstätten und Geschichtsvereine, die am eigenen Ort auf Spurensuche gehen und auch in den jüngsten Schichten der Vergangenheit (nicht nur in der ungefährlichen Vorzeit) graben. Es gibt eine neue Heimatliteratur, die weit entfernt ist von der romantisierenden Vorspiegelung heiler Welten, und es gibt einen neuen Typus des Heimatfilms, der die Probleme nicht wegretouchiert, sondern ernstnimmt und eben dadurch Heimat erschließt.

Vor allem aber gibt es praktische Bemühungen um Lebensformen, die das Etikett Heimat verdienen. Es gibt Versuche, Kultur von einer abgehobenen, ritualisierten Veranstaltung in lebendige Kommunikation überzuführen und dabei auch die eigene lokale und regionale Kultur stärker zur Geltung zu bringen – Heimatkultur. Es gibt Bürgerinitiativen, welche der von Sachzwängen und „Sachzwängen“ bestimmten Planung ihre Heimatvorstellungen konfrontieren. Und es gibt in manchen Städten und Dörfern inzwischen Koalitionen jenseits der traditionellen Schubfächer der Politik, etwa im Zeichen einer ökologischen Heimatorientierung.

Weil aber im allgemeinen in den Parteien die Fraktionsdisziplin zu starr und lähmend, in den Verwaltungen die Strukturen zu unbeweglich sind für solche Initiativen und Aktionen, braucht es unabhängige Zusammenschlüsse, unorthodoxe und vitale Gegenströmungen zu der aufs Nur-Ornamentale reduzierten Discountheimat.

Die Aufgabe, die gestellt ist, lässt sich in vier Forderungen zusammenfassen:

- Heimat, das sind nicht einzelne Zeichen, sondern das ist eine anspruchsvolle Etikettierung des Ganzen. Das Prinzip des Ensembleschutzes reicht über die

Denkmalpflege zusammenhängender Baugruppen hinaus. Auch das Äußere verdient Schutz; es kann sogar einmal sinnvoll sein, schöne Fassaden zu erhalten. Aber es geht darüber hinaus um das, was sich dahinter abspielt.

- Heimat kann nicht mehr definiert werden über die Gnade der langen Sesshaftigkeit. Heimat, die sich in unserer mobilen, die Menschen durcheinanderwürfelnden Zeit gegen die Fremden und das Fremde kategorisch abgrenzt, verdient diesen Namen nicht. Heimat ist eine Frage des Zusammenlebens, und wir tun gut daran, uns zu öffnen für Impulse von außen, für neue Formen lebendiger Kultur.
- Heimat – das ist weder nur die dörfliche Welt, noch ist es allein der Erholungsraum der Bürger. In die Definition von Heimat sind alle Räume und Schichten einzubeziehen; nur was zwischen den Bedürfnissen aller gesellschaftlichen Gruppen ausgehandelt wird, hat Aussicht auf Bestand.
- Schließlich: Heimat ist nicht nur das Vergangene, sondern auch Gegenwart und Zukunft. In einer Zeit rasanten Wechsels und Umbruchs gibt es gute Gründe, darüber zu wachen, dass in unseren Wegwerfkreislauf nicht auch sehr substantielle und immer noch stabile Güter einbezogen werden. Insofern hat die Berufung auf Tradition ihren Sinn und ihr Recht. Aber es geht auch darum, dem Neuen sinnvolle Strukturen und gute Formen zu geben: Erhaltung und Gestaltung.

Heimat ist heute ein Kürzel für konkrete Lebensqualität. Einen Ort zur Heimat machen, heißt, ihn so zu gestalten, dass sich alle seine Bewohner zuhause fühlen können. Dies muss auch für diejenigen gelten, die erst gekommen sind und deren Gefühle noch stärker an einem anderen Land oder an einer anderen Region hängen. In einer Zeit wachsender Mobilität wird es immer mehr Menschen geben, die nicht nur eine Heimat haben und die ihre Gefühle zwischen verschiedenen Bindungen ausbalancieren müssen.

Der Begriff Heimat sollte jedenfalls nicht mehr dazu dienen, Menschen zu diskriminieren; er wird heute in erster Linie als Provokation verstanden, freundliche und verlässliche Strukturen zu schaffen, die allen Bewohnern ein lebenswertes Leben garantieren.

Natürlich kann man darüber streiten, ob es sinnvoll ist, den vieldeutigen und oft beschädigten Begriff Heimat weiterzuverwenden. Eine Zeitlang hatte es den Anschein, das Wort Identität (vor allem in Zusammensetzung wie kulturelle Identität, lokale Identität) sei ein vollwertiger Ersatz – bis erkennbar wurde, dass auch dieses Wort vieldeutig ist und mit falschen Ansprüchen besetzt werden kann. Karl Kraus hat einmal gesagt, es sei besser, mit alten Worten Neues, als mit neuen Worten Altes zu bezeichnen.

Also Heimat – aber nicht als Nische in einem unheimatlichen Dasein, sondern als umfassende Aufgabe, die auch den Alltag einschließt.

[zuerst veröffentlicht in: Heimat Thüringen – Kulturelle Identität im Wandel, Tagung der Thüringischen Vereinigung für Volkskunde & des Zentrums für Thüringer Landeskultur, 26.-28. März 1993; Dokumentation der Tagungsbeiträge, Hrsg.: Zentrum für Thüringer Landeskultur e.V., Verlag: Geraberg, Zentrum für Thüringer Landeskultur 1993]